# Die Wahrheit

Wochenschrift für den deutschen Aufbau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

21. Folge

23. September 1934


**Die Wahrheit kann warten, denn sie hat ein langes Leben vor sich.** — Schopenhauer.

## Der Dichter und die Jugend

Von Ernst Wiechert

Aus einer Rede, gehalten im Auftrage der Studentenschaft der Universität München am 6. Juli 1933 in der Universität München anläßlich der Vortragsreihe „Der Dichter und sein Volk“, welche im „Fackelträger“ des Dr. Georg Reyher, Dresden, abgedruckt ist.

Meine Freunde, es sei einem Dichter, der heute in das Gesicht der Jugend sieht, erlaubt, es mit Sorgen zu sehen! Mit Freude und Stolz und mit tiefster Teilnahme, aber auch mit Sorge. Ihr seid die erste Jugend, die, seit ich lebe, etwas empfangen hat, was wir niemals empfingen: Macht. Und obwohl ich Zeit meines Lebens dafür gekämpft habe, daß die Jugend Raum bekomme, einen großen und einen ganz selbständigen Raum, so erfüllt es mich mit Sorge, daß dieser Raum mit Macht erfüllt wird, weil es mir als eine Gefährdung nicht etwa der Rechte der Aelteren erscheint, sondern als die Gefährdung eines biologischen Gesetzes: daß Recht Attribut der Reife ist, ein zu erwerbendes und nicht ein geschenktes.

Meine Freunde, ich spreche nicht von Schandpfählen und Scheiterhaufen. Revolutionen werden nicht mit Lampionbeleuchtung gemacht. Ich spreche auch nicht von Feuerwerken, Aufrufen und Reden. Von allem diesen ist für mein Gefühl zwar etwas viel da, aber mein Gefühl war immer dafür, die großen und schweren Dinge schweigend zu tun. Auch der Krieg ist schweigend geschlagen worden, und Aufrufe und Reden waren eine Sache der höheren Stäbe. Der Soldat schwieg, und es war ihm nötig und gut, zu schweigen.

Es ist kein Mangel an denen, die sich Dichter dieser Zeit nennen, die die Welle emporhebt und die von der Höhe dieser Welle zu Ihnen sprechen, laut und viel, bevor die Welle sie wieder begräbt. Aber es ist Mangel an denen, die tapfer genug sind, von der Sorge zu sprechen, die sie erfüllt. Meine Freunde, es wird viel gejubelt in unsrer Zeit, und es ist nichts gegen den Jubel zu sagen, denn er ist das Lied des Sieges. Aber vergessen Sie nicht, es wird auch viel gelitten in einer Zeit, in der die Jugend auf den Stuhl des Richters gesetzt wird und den Stab zu brechen hat über Leben und Werk. Lassen Sie mich allein an denjenigen denken, dem die Jugend das tiefste, klarste und liebevollste Bild ihrer selbst verdankt und über den dieselbe Jugend den Stab gebrochen hat, als er aufstand gegen etwas, das nicht gut war: an Eduard Spranger. Und ich wünsche Ihnen nur, daß Ihnen nach einem Leben der Mühe und Arbeit und Selbstlosigkeit nicht dieselben Abschiedsworte gesagt werden, die die Berliner Studentenschaft diesem Manne gesprochen hat.

Meine Freunde, es wird an allen Orten ein Hymnus auf die Jugend gesungen. Das ist gut so, denn es ist ein Zeichen, daß ein Volk nicht vor der Zeit alt und bitter geworden ist. Aber es will mir anscheinen — verzeiht, daß ich es so sage —, als sei der Einsatz zum Beginn dieser Hymnen etwas zu früh gegeben worden. Es tut den Fünfzigjährigen nicht immer gut, gefeiert zu werden, und sollten die Zwanzigjährigen weiser sein als die Fünfzigjährigen? Meine Freunde, es kommt für jeden Menschen einmal die Zeit, da es für ihn Abschied nehmen heißt von dem Stürmenden und herrlich Beglänzten der Jugendzeit. Nur die Toren beider Geschlechter wollen jünger sein, als sie sind. Vielleicht ist es die ernsteste Stunde im Leben des einzelnen, weil sie viel Erkenntnis verlangt, viel Verzicht und sehr viel Güte. Es kommt in Wahrheit nicht mehr wieder, was man einstmals besaß, und das Altenteil des Lebens hat seine Bitterkeiten, wie das Altenteil des Bauern sie hat. In solch einer Stunde des Lebens, wo der Bogen sich senkt, wo das Schwert abgegeben wird an junge Hände, sieht man mit klaren, ja vielleicht mit prophetischen Augen auf den Weg des jungen Geschlechtes, wie er sich aufhebt von unsrer vereinsamenden Schwelle und hinausführt in ein Land der neuen Morgenröte, das auch uns verheißen war, aber das wir nicht mehr betreten werden. Und während die fortstürmt, ohne sich umzublicken, die Jugend aller Zeiten, auf diesem Weg, den zu finden alle Zeiten sich leidenschaftlich gemüht haben, blicken wir ihr nach von der Schwelle unsres Hauses, den erhobenen Stirnen, wie auch wir sie einst trugen, den beglänzten Waffen, wie auch wir sie einst hoben, den wehenden Fahnen, wie auch uns sie einst überwehten.

Seid demütig, meine Freunde, nicht vor den Menschen, aber vor Gott, denn wem die Macht verliehen wird, hat nicht nur zu beugen, sondern auch aufzurichten, was gebeugt wurde, und Dankbarkeit gehört zu den Dingen, die keinem Wandel der Zeiten unterworfen sein dürfen! Und seid nicht nur demütig, sondern kehrt auch ein wenig zurück aus dem Lärm der Welt in die stillen Wälder, die aller Jugend zugehören. Es ist wohl nötig, daß gejätet und verbrannt werde nachdem das Unkraut geblüht hat für lange Zeit, aber es ist auch nötig, daß gepflanzt und gesät werde, und immer war das Schweigen der Erde um diese heiligen Dinge. „Gebt Essen, die hungern“, sagt ein chinesisches Wort, „von eurem Reis. Gebt denen, die leiden, von eurem Herzen!“

Ich weiß nicht, wovon die Dichter sprechen werden, die nach mir an dieser Stelle stehen werden. Aber ich möchte hoffen, daß auch sie von diesem Schweigen sprechen werden, weil es der Raum ist oder sein sollte, aus dem sie kommen, und niemand kann atmen in einem Raum, der ihm fremd ist. Ich habe einmal in einem Brief an einen jungen Menschen von der Berufung des Dichters gesprochen und von ihm gesagt, daß ihm gebühre, still im Lande zu wohnen, wie der Knecht in seiner Kammer wohnt; und indes im Haus des Herrn die Lichter glänzen, wacht er über den Schlaf der Tiere und der Felder, und alles, was ihm beschert werden kann, ist, daß am Morgen seine Seele vom Tau der Gnade bedeckt ist, gleich dem Vliese Gideons, das dieser an die Tür seines Zeltes schlug.

Es ist dasselbe, was ich Ihnen, nun ich am Ende bin, zu sagen habe, weil beide zu dem Gleichen berufen sind, der Dichter wie die Jugend: **das Stille zu bewahren, das Müde zu erneuern, das Große zu verehren, das Leidende zu lieben.“**

# Mitgliederversammlungen des Deutschen Einheitsblocks

### Birnbaum

Am 7. September fand in Birnbaum die erste Mitgliederversammlung des dortigen Einheitsblocks statt. Auf der Tagesordnung standen lediglich „Wahlen zum Vorstand“. Es wurden einstimmig gewählt: zum Vorsitzenden Landwirt von Kalckreuth, Muchocin zum Schriftführer Kaufmann Weigelt, Birnbaum, zum Kassenwart Bauer Lellow, Grabau, zu Beisitzern Bauer Freitag, Milostowo und Administrator Kauffmann, Prusin, zu Kassenprüfern Kaufmann Bernhard Neugebauer, Zirke, und Kaufmann Hermann Krüger, Birnbaum.

Es wurde beschlossen, im Laufe der nächsten Wochen eine große Kundgebung zu veranstalten und Herrn Abgeordneten von Saenger zu bitten, auf dieser Versammlung zu sprechen. Der Deutsche Einheitsblock für den Kreis Birnbaum hatte zur Zeit seiner ersten Mitgliederversammlung bereits 375 eingetragene Mitglieder.

### Landkreis Bromberg

Am Freitag nachmittag um 3 Uhr fand in Wicherts Festsälen in Bromberg die vorgeschriebene Mitgliederversammlung des nunmehr auch für den Landkreis Bromberg genehmigten Einheitsblocks statt. Herr Erik von Witzleben sprach über die „Deutsche Vereinigung“ und deren Vorgeschichte. Er forderte die Versammlung auf, der neuen Einheitsfront beizutreten, und das Trennende zu vergessen, das hinter uns liegt. Chefredakteur Starke zeichnete dann ein Bild über unsere minderheitenpolitische Lage, wie sie sich vor und nach der Kündigung der Minderheitenschutz-Verträge durch den polnischen Außenminister Beck darstellt.

Nach den mit Beifall aufgenommenen Referaten wurden die Vorstandswahlen vorgenommen. Mit allseitiger Zustimmung wurde durch Zuruf der verdiente Vorsitzende Herr Hammler-Wilhelmsort wiedergewählt, ebenso als Sekretär Herr Dr. Falkentahl und als Schatzmeister Herr Pielh-Niederhain. Zu Beisitzern wurden die Herren Hinrichsen jun.-Paulinen und Wernich-Walde gewählt. Außerdem wurden zwei Revisoren bestellt.

Die lebendige Diskussion, die sich ebenso wie die Ausführungen der Hauptredner aller Angriffe enthielt, bewies die Geschlossenheit der Versammlung. **Die Kreisgruppe Bromberg-Land des Einheitsblocks zählte bereits bei ihrer gestrigen Gründung 1980 Mitglieder.**

### Samter

Im großen Saale des Hotels Sundmann fand am 15. 9. 1934 eine Mitgliederversammlung des Deutschen Einheitsblocks für den Kreis Samter statt, die von Mitgliedern und Gästen aus dem ganzen Kreise sehr zahlreich besucht war. Der Vorsitzende, Herr Sondermann, Przyborówko, eröffnete die Versammlung und begrüßte die Anwesenden, unter ihnen besonders den Sejmabgeordneten Herrn von Saenger. Er wies in ehrendem Gedenken auf den Tod des deutschen Reichspräsidenten Generalfeldmarschalls von Hindenburg hin. Die Versammelten erhoben sich von den Plätzen und sangen das Lied vom guten Kameraden. Darauf erteilte der Vorsitzende Herrn von Saenger das Wort zu seinem Vortrage: „Die gegenwärtige Lage der deutschen Minderheit in Polen“.

Die interessant gehaltenen Ausführungen gaben allen Anwesenden viel Neues und Wissenswertes und fanden den ungeteilten Beifall der Zuhörer. Anschließend wurden die Beisetzungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Generalfeldmarschall von Hindenburg im Tonfilm wiedergegeben. Der von allen Anwesenden gesungene Feuerspruch bildete den Schluß der eindrucksvollen Veranstaltung.

Die Kreisgruppe des Deutschen Einheitsblocks Samter zählt z. Z. 591 Mitglieder.

### Neutomischel

Der rührige Deutsche Einheitsblock für den Kreis Neutomischel hielt am Sonntag, dem 16. September, zwei Mitgliederversammlungen ab, und zwar eine im Hoethschen Saale in Scherlanke bei Neutomischel, die von etwa 400 Personen, und eine zweite in Kupferhammer, die von rund 200 Volksgenossen besucht war. In beiden Versammlungen sprach Herr Abgeordneter von Saenger, und beide Versammlungen waren, wie der starke Beifall bewies, einmütige Kundgebungen für die Einigung unseres Deutschtums und für den Abgeordneten unseres Gebiets im Sejm, Herrn v. Saenger.

Abgeordneter von Saenger führte in den Versammlungen nachdem das Andenken an den verstorbenen Reichspräsidenten geehrt worden war, u. a. aus: Drüben im Mutterlande hat die 14jährige Parteizerrissenheit durch Adolf Hitler ihr Ende gefunden. Die Beziehungen zwischen Polen und Deutschland haben durch den 10jährigen Freundschaftspakt ihre Klärung erfahren. Ueber alle Hindernisse hinweg haben sich die beiden großen Staatsmänner Josef Pilsudski und Adolf Hitler die Hände gereicht.

Der Redner gab dann einen ausführlichen Ueberblick über die Entwicklung des Deutschtums seit 1919. Er betonte, daß das erste und letzte Ziel des Deutschen Einheitsblocks die Einigung unseres Deutschtums sei und daß er mit der Erreichung dieses Zieles auch seine Aufgabe erfüllt haben werde. Der Einheitsblock sei also nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Für unsere deutsche Minderheit sei Ruhe und Besonnenheit wichtigstes Erfordernis, damit sie nicht durch disziplinlose Unbesonnenheiten ein ähnliches Schicksal erlebe wie das Deutschtum in der Tschechoslowakei und in einigen anderen Ländern. Wir wollen strengste Loyalität dem Staat gegenüber bewahren und versuchen, mit ihm zu einer engen Verständigung zu gelangen.

### Gostyn

In der Generalversammlung am 18. 9. 1934, die um 4 Uhr nachm. im Schützenhause in Gostyn stattfand, erstattete Herr Branzka-Krzyzanki einen längeren Bericht über die Entwicklung des Deutschen Einheitsblocks im Kreise Gostyn. Anschließend hielt Herr Dr. Günther, Posen, einen Vortrag über die gegenwärtige Lage der deutschen Minderheit in Posen und Pommerellen.

Nach der sehr angeregten Aussprache wurde satzungsgemäß der Vorstand gewählt. Er setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Vorsitzender: Landwirt Branzka, Krzyzanki; Schriftführer: Landwirt Lehmann, Kassenwart: Bauer Begemann; Beisitzer: Landwirt Conze, Pijanowice, und Bauer Schnecke.

In seinen Schlußworten betonte Herr Branzka, daß wir als Glieder eines Volkes alle zusammengehören, daß es daher auch keine Unterschiede zwischen den einzelnen Ständen und Berufen geben darf.

**Wer leben will, muß das Fieber riskieren.** — Hebbel.

## Wynel, der Pfeifer

**Skizze aus den Kämpfen in Spanien 1812.**

**Von Ferdinand Maria Gokum.**

In Nordspanien beginnt der Winter des Jahres 1812. Ein überraschender französischer Vorstoß wirft die bisher siegreichen Truppen Wellingtons zurück. Der Engländer sucht Raum zu gewinnen, löst sich vom Feinde und geht in Eilmärschen nach Süden. Einem Bataillon von der englisch-deutschen Legion, der verläßlichsten und diszipliniertesten Truppe Wellingtons, wird die Nachhut übertragen.

Stumm marschiert die letzte Kompanie des Nachhut-Bataillons ihre Straße.

Beschwerlich ist der schier endlose Marsch. Unaufhörlich rauscht Regen herab. Die Erde verwandelt sich in zähen Schlamm. Flußläufe müssen durchwatet werden, weil die Hauptarmee in der Hast des Rückzuges bereits die Uebergänge zerstört hat. Da auch die Verpflegung versagt, gesellen sich zu den Strapazen in Nässe und Kälte noch die Qualen des Hungers. *

**Dies aber ist das dritte, was ich hörte: Daß Befehlen schwerer ist als Gehorchen. Und daß der Befehlende die Last aller Gehorchenden trägt.** — Nietzsche.

**Wen die Götter lieben, den führen sie zur Stelle, wo man sein bedarf.** Goethe.

Schweigsam, den Blick zu Boden gerichtet, trotten die Soldaten dahin.

Nur einer der Legionäre pfeift.

Es ist eine sinnlose Melodie. Einige schrille Takte irgendeines französischen Marsches sind darin enthalten, hilflose Versuche, ihn weiterzuführen, knüpfen sich an, — dann bricht das Pfeifen ab, um gleich darauf erneut zu beginnen. Während des stundenlangen Marsches klingt es immer wieder auf, durchstößt die seltener werdend Flüche und reißt unvermittelt ab. Es schwebt über den schleppenden Schritten, es haftet im dämmrigen Bewußtsein der müden Soldaten.

Der Mann heißt Wynel. Sie nennen ihn den Pfeifer.

Seine Kameraden wissen nicht viel von ihm. Er soll einst Lehrer im Oldenburgischen gewesen sein. Wie die meisten Soldaten der Königlichen englisch-deutschen Legion kommt auch Wynel, der Pfeifer, aus einer deutschen Freischar, die sich gegen Napoleon empört hatte und nach aussichtslosem Kampf nach England entwichen war.

Schmächtig und jünglingshaft ist des Pfeifers Gestalt. Doch er gehört zu den Tapfersten der Legion. Er verrichtet Heldentaten, die der Stolz der braven Kompanie sind. Tausendmal in diesem Feldzug hat er dem Feind sein Leben hingeworfen und es ebensooft zurückerobert. Immer begleitet von seiner sinnlosen Melodie. Nur wenn die Truppe in guten Quartieren sitzt oder fröhliche Tage unter Spaniens Sonne erlebt, sind des Pfeifers Lippen stumm. —

Am Mittag stockt der Marsch.

Todmatt sinken manche zu Boden. Vor Erschöpfung gelähmt, liegen sie sekundenlang im Dreck. Aber die Nässe treibt sie bald auf die Beine. Die Last des Körpers aufs Gewehr gestützt, stehen sie nun ausruhend herum und blicken erwartungsvoll auf ihren Hauptmann. Hunger haben sie, nagenden Hunger.

Von der Hauptarmee ist heute noch kein Proviant geschickt worden. Das Land, an sich arm und spärlich besiedelt, ist weit und breit verwüstet und bietet der Truppe keine Möglichkeit, sich selbst zu versorgen.

Haben die energischen Bemühungen des Hauptmanns Erfolg gehabt? Vom Groß her kommt ein Braunschweiger Dragoner geprescht. Vor ihm auf dem Gaul tanzt ein praller Mantelsack. An einem Strick über seiner Schulter baumeln ein Dutzend kreisrunder Feldflaschen.

Bei diesem belebenden Anblick erhellen sich alle Gesichter. Schon springt ein Scherzwort aus den Reihen. Auch der Pfeifer schweigt.

Der ernste Hauptmann läuft dem Reiter entgegen. Der Dragoner bleibt jedoch zu Pferde, öffnet nur den Mantelsack und reicht dem Hauptmann — vier längliche Brote. Die gleiche Anzahl Feldflaschen knüpft er los.

„Tagesration!", schallt es herüber zur Kompanie.

Steinern ist des Hauptmanns Gesicht, als er den Proviant für seine Getreuen herbeiträgt. Wie abzählend überfliegt sein Blick die Reihen, und lange messen seine Augen die Brote.

Die Unteroffiziere spritzen vor, aber der Hauptmann winkt ab. Er wird die Verteilung eigenhändig vornehmen.

Er tritt zum Flügelmann, nimmt seinen Feldbecher heraus und füllt ihn zu einem Viertel mit spanischem Wein aus den Kantinenflaschen. Trübselig blickt der Flügelmann in den dargereichten Becher, dann gießt er den kargen Inhalt in die ausgetrocknete Kehle.

Nun nimmt der Hauptmann den ersten Brotlaib, zieht mit dem Messer ein Kreuz drüber hin und denkt: Jesus, hilf mir!, — hast du nicht fünftausend gespeist?, — vor mir steht nur ein knappes Hundert hungriger Soldaten, die vielleicht in den nächsten Stunden wieder ins Feuer müssen! — Tränen schimmern in seinen Augen. Er ist Deutscher wie alle in seiner Kompanie. Jeder Mann ist ihm ans Herz gewachsen.

Eine so dünne Brotschnitte empfängt der Flügelmann, daß er sie unwillkürlich mit spitzen Fingern anfaßt. Doch in Gedankenschnelle verschwindet sie zwischen seinen Zähnen.

Brot und Wein austeilend, schreitet der Hauptmann langsam die Front seiner Jäger hinunter.

Bald kann er keinen Wein mehr ausschenken, denn zwei der Kantinenflaschen sind nur halb voll. Zögernd schneidet er auch ins Brot. Ob es wohl reichen wird?

Aufatmend legt er endlich den letzten Kanten in eine Soldatenhand. Gottseidank, es hat gereicht!

Schon will sich der Hauptmann umwenden, da tritt noch ein Jäger vor und verlangt seine Ration. Es ist der Jüngste, schwächste und kleinste Soldat der Kompanie. Fast noch ein Bub. Von seiner Erschöpfung bezwungen, hat er während der Verteilung an einem Baumstrunk gelehnt.

Erschrocken steht der Hauptmann. Er fühlt sich unfähig, ein Wort des Trostes hervorzubringen. Soll er dem Soldaten sagen, daß auch sein Hauptmann nichts bekommen hat? — Unsinn! Er ist ja Hauptmann und Führer, um an seine Leute und nicht an sich selbst zu denken. Er sieht des Jungen vergebliche Versuche, sich gerade und militärisch zu halten und fängt den Taumelnden in seinen Armen auf. Die Enttäuschung hat dem jungen Jäger die letzte Kraft aus den Knochen genommen.

Von allen Seiten springen die Soldaten herbei, Erbarmen im Blick, aber mit leeren Händen. Sanft nehmen sie dem Kameraden den Tschako ab, damit der kühle Regen die blasse Stirn trifft. Da werden sie von dem Pfeifer zur Seite gedrängt. Unversehrt hält er seine Scheibe Brot in der Hand. Mit zitternden, vor Kälte geschwollenen Fingern bricht er kleine Stücke davon ab und schiebt sie dem Halbohnmächtigen in den Mund. Schwach beginnt der Soldat zu kauen, Blut fließt wieder in seine Wangen, und schließlich schlingt er in erwachender Gier das Brot hinunter. Ein kindliches Lächeln des Dankes lohnt den Pfeifer.

Ergriffen sehen die Jäger das Wunder der vorsorglichen Kameradschaft. Sie wollen dem Pfeifer die Hände drücken. Er wehrt ihnen, stellt sich in seine Rotte und — beginnt zu pfeifen. Schriller als gewöhnlich ertönt seine sinnlose Melodie, jene drei, vier Marschtakte und der sich anschließende, hilflose Versuch sie zu ergänzen.

Der Hauptmann faßt ihn bei den Schultern. „Oberjäger Wynel!"

„Zu Befehl!"

„Forschend betrachtet er ihn. „Was bedeutet dein Pfeifen?"

Wynel, der Pfeifer, streicht sein grellblondes Haar unter den Tschako. In seinen hellen Augen glimmt eine seltsame Wildheit auf.

„Es ist ein französischer Marsch!" sagt er. Nie war seine Stimme so scharf und klar. „Sie spielten ihn, als sie in Berlin einmarschierten! Sie spielten ihn als Schill in Stralsund fiel! — Preußens und Deutschlands Schmach bedeutet mir mein Pfeifen! Es gibt mir Kraft zum Kämpfen und Durchhalten — für Deuschland!"

Stracks richtet sich der Hauptmann auf. Seine Augen leuchten. Er blickt in die Runde. Es ist ihm, als fände er in allen Augen das Echo auf Wynel, des Pfeifers, Worte: „Für Deutschland!"

„Kompanie — marsch!"



## Das Gericht

Von **Karl Burkert.**

Der Schattenfinger der verblichenen Sonnenuhr an der Kirchenwand weist auf halber Viere. Der alte Gastel ist eben dabei, ein frisches Grab auszuheben, und wenn er damit bis zum Zunachten fertig sein will, mag er sich sputen. Nun, er wird es schon ermannen. Vierzig Jahre sind es verwichenen Herbst gewesen, daß er der Totengräber geworden ist, und wenn man's bedenkt, ist das eine schöne Zeit. Das Dorf ist keines von den größten, aber wenn man sie, einer neben dem andern, so sehen könnte, die der Gastel inzwischen unter den Erdboden geschafft hat, es gäbe eine hübsche Reihe. Zum halben Tausend wird da, gering geschätzt, nicht mehr viel fehlen.

Will es einer näher wissen, braucht er nur den Gastel zu fragen. Der hat seine Grüfte und alle, die hinein gekommen sind, fein säuberlich in ein Buch zusammengeschrieben. Im Winter, wenn die Nächte lang sind, blättert er hin und wieder ein wenig darinnen, und das macht ihm Spaß. Genau kann er sagen: Wieviel Mannsbilder, wieviel Weibsleute, wieviel Kinder. Soweit es die Erwachsenen betrifft, kann er sich die mehrsten noch gut denken, und sagen kann er's, was mit ihnen zu ihren Lebzeiten an Gutem oder Schlimmem los war.

Bald ein halbes tausend Gräber! So weitläufig ist aber der Friedhof nun nicht, daß er ihrer so viele fassen könnte. Wie in alten Zeiten, so liegt er noch um die Kirche herum mit einer starken, übermannshohen Mauer, doch mit wenig Raum. Da muß man zusehen, daß immer wieder Luft wird. Viel länger als seine dreißig Jahre kann keines unter dem Rasen bleiben. Und das genügt ja auch. Nicht viel von einem Menschen ist nach dieser Frist noch vorhanden, das Sargholz längst verkommen. Von den gröbsten Knochen ein paar gräbt der Gastel jezuweilen wieder heraus, aber auch die sind dann schon ganz verwittert, zerbröckeln ihm unter der Schaufel.

So ist im ganzen Friedhof, die paar schmalen Steige allenfalls ausgenommen, kaum eine Handbreit Erde zu finden, die der Gastel nicht schon aus ihrer Ruhe gerissen und umgerührt hätte, und kein Fleck in diesen Mauern ist ihm fremd. Wo er hintritt, weiß er, was darunter liegt. Die hölzernen Grabtafeln mögen schon längst verfault sein, die Denksteine irgend in einem Winkel liegen, der Gastel weiß dennoch, woran er ist. So weiß er's auch, daß man in die Gruft, die er jetzt für die Wiedenbäuerin aufmacht, vor dreißig und etlichen Jahren eine junge Magd hineingelassen hat, und die Geschichte, wie sie dortmals das Dorf eine lange Zeit hindurch bewegte, geht ihm, indes er mit seiner Arbeit tiefer und tiefer kommt, von Anfang bis Ende wieder durch den Kopf.

Anfang und Ende? Nein, das wäre hier zuviel gesagt. Davon konnte eigentlich keine Rede sein. Wo und wann sie begonnen hatte, diese Geschichte, wer wollte da hineinsehen? Und dort, wo sie ausging, war es schier noch dunkler, sah man ein schwarzes Wasserloch und darüber schwebend eine Frage, darauf es keine Antwort gab. Der Nachtwächter wollte, vom Krottenweiler her, einen Schrei wie von einem Menschen in Not vernommen haben in selbiger Nacht. Aber was konnte das schließlich besagen? Haben nicht schon welche plötzlich um Beistand geschrieen, die von selber in ein Wasser gegangen sind? Ja, das kam wohl vor. Außerdem: auf der anderen Seite, der junge Steingrabner blieb bei allen Verhören steif und fest dabei, er sei in eben der gleichen Nacht über seinen Hofzaun nicht hinausgekommen. Das Gegenteil konnte ihm nicht nachgewiesen werden. So mußten sie ihn denn, gern oder ungern, wieder auf den freien Fuß setzen. Der Arm der Gerechtigkeit, schon im Ausholen, blieb in der Luft stehen, und denken konnte ein jedes, was es wollte.

Der Steingrabner hat es inne werden können in diesen dreißig Jahren, was es um solches Denken ist. Der Gastel hätte nicht in seiner Haut stecken mögen. Nicht um ein Schloß. Man kann es nicht mit den Händen greifen, dieses Denken, kann nicht den Finger drauf setzen und sagen: da und da und dort und dort. Aber man sieht es in den Augen stehen, hört es aus den Reden heraus, und man kann sich dawider nicht wehren. Man kann den größten Hof unter dem Pflug haben, wie der Steingrabner, kann ein Altarbild stiften und alle Jahre einen Bündel Kerzen, man kann allemal wieder einen Silbertaler in den Klingelbeutel werfen, wo die andern nur einen Kupferling opfern — nutzt alles nichts. Das Denken der Leute kann einer damit nicht aus der Welt hinausbefehlen.

Und wie ist's ihm gegangen, dem Steingrabner, als er sich für seinen Hof nach einer Bäuerin umschaute? He, wie ist's ihm gegangen? Keine von da herum hat was von ihm wissen wollen. Wenigstens keine von den Großbauerntöchtern. Und eine Mindere wollte er doch nicht nehmen. Fünf Stunden weit hat er fahren müssen, bis er an eine gekommen ist. Kinder hat es hernach keine gegeben. Nein, Kinder nicht. Darum ist auch kein rechtes Leben auf dem Hof. Lachen? Einmal so ein unbeengtes, gesundes Lachen? Nein, das kommt schon gar nicht vor. Zuwider und säuerlich schaut die Bäuerin in die Welt. Und versponnen, oft düster, steht und läuft der Bauer daher. Mitunter kommt es einem vor, als ob er auf was lauert oder irgend eine Furcht in sich trägt. Dann hat er so eigene Augen. So viel Weißes zeigen sie, deucht es den Gastel. Man glaubt schier, seine richtigen Augen möchten sich irgend verbergen. Dem Gastel will's noch immer nicht eingehen, daß der neue Pfarrer den Steingrabner zum Kirchenpfleger hat haben wollen. Aber freilich, da hatte der jetzt wieder ein Taufgeschirr gestiftet, sogar eines aus lauterem Silber, dazu diese feine Altardecke. Und außerdem: wer sollte dem Pfarrer dahin berichten, daß über dem Steingrabner so was wie ein Nebel hing? Ein ganz garstiger Nebel! Wer mag so eine alte Geschichte aufrühren?

So weit ist der Totengräber mit seinen Gedanken hingefahren, als er plötzlich Holz spürt und es irgendwie hohl unter ihm klingt. Er stutzt, stellt den Kopf schief. Noch ein paar Schaufeln wirft er heraus und da hat er richtig ein Brett freibekommen. Das schaut ja schier wie ein Sargdeckel her? Wär' nicht übel, daß ihm da jetzt ein Sarg unterkäme! Nein, das kann nicht wohl sein! So was Dummes wird ihm doch wohl nicht in den Weg kommen auf seine alten Tage!

Schon will er mit der Schaufel zustoßen, doch er besinnt sich anders. Gewalt, das gäbe Trümmer! Gemachsam, mit Bedacht will er's angehen. Und nun sieht er, daß sich hier noch manches klemmt. Ja, da mußte noch Erdreich heraus! Er schürft hüben und schürft drüben, auch bei den Füßen und zu Häupten fehlt es noch. Er schafft, als wäre er ein Schatzgräber. Der Schweiß prallt ihm dick aus der Stirne. Aber nun ist er ja so weit. Der Sarg ist schon gut zu erkennen. Er müßte sich im Grunde groß wundern, daß das nun wirklich ein Sarg werden soll, was da zu Tag kommt. Ein noch ganz heiler Sarg. Ja, das müßte er. Aber in seinem Eifer hatte er auf dieses Wundern ganz vergessen.

Ein wenig verschnauft er, dann spuckt er aufs Neue in die Hände. „Nun will ich aber doch sehen!" brümmelt er vor sich hin. Und damit zwängt er das Schaufelblatt in die Sargfuge.

Ein paar Augenblicke später laufen die ersten Leute zusammen. Dorfweiber mit Gießkannen. Sie waren eben dabei, ihre Gräber zu besprengen, wie sie im Sommer, bei trockenen Zeiten, jeden Abend tun. Auf den Lärm hin, den der Gastel plötzlich vollführte, waren sie herzugesprungen.

Da sehen sie nun, was es gibt. Einen offenen Sarg gibt es und einen Toten darinnen. Aber nicht nur so ein Gerippe, nein. Da ist noch Haut im Gesicht. Verhutzelt und mißfärbig zwar, aber dennoch Haut. Da ist Haar auf dem Schädel, dickes, helles Haar. Himmel, was noch?

Helf Gott, die Regina! fliegt es von Aug zu Aug, von Mund zu Mund. Und Hände werden stumm und klagend gerungen. Ganz verstöbert späht alles in die Gruft.

Inzwischen ist die Kunde davon auch auf die Dorfstraße hinausgedrungen. Wie Flugfeuer springt es von Haus zu Haus. Alles, was Beine hat, kommt herbei gerannt. Alles will sehen, was es da gibt.

„Auf der Stelle muß der Pfarrer her!" hört man da jetzt eine Stimme.

„Ja, der Pfarrer," pflichtet man bei. „Wer läuft?"

„Und der Kirchenpfleger!"

„Versteht sich, der auch!"

Das Wort ist noch nicht verklungen, hängt noch droben in den Birken, da steht auch schon der Steingrabner unter der Kirchhofspforte. Leute drängen sich hinter ihm, ein ganzer Schippel. Und alle streben sie pressiert nach vorne.

Der Steingrabner tut einen Blick in die Gruft und verfärbt sich jäh. Ein Schrei, wie man noch keinen gehört hat, fährt ihm heraus, und die Arme wirft er in die Luft, als wenn eine Flintenkugel ihm mitten durch den Leib gefahren wäre. Er taumelt. Noch einen Augenblick hält er sich auf den Beinen, dann schlägt er hin, so lang er ist, die weitaufgerissenen Augen gegen den Himmel gekehrt. Aber alle sehen es, diese Augen gehören keinem Lebenden mehr.


Verantwortlich für „Die Wahrheit": **Hans Machatschek.** Druck und Verlag: **Concordia,** Sp. Akc., drukarnia i wydawnictwo. Sämtlich in Posen, Zwierzyniecka 6.